

300 Jahre Drahtindustrie

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 32

PDF erstellt am: **08.08.2024**

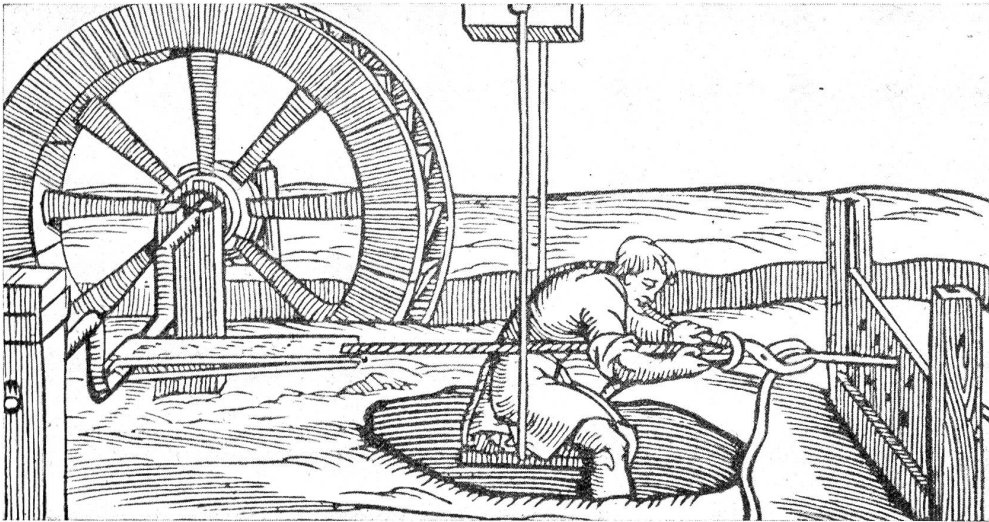
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Drahtzieher auf seiner Schaukel.

Goldstücken und einigen Fünffränkern darin. Der Zufall will es, daß Karli just zur ungeschicktesten Zeit dazukommt, und nun entspinnt sich zwischen den beiden augenblicklich ein krampfhafter Wettbewerb um die Gewinnung weiterer Schätze, die die geizige Schwester da oder dort dem verschwiegenen Erdreich anvertraut haben muß. Sie schlagen sich gegenseitig um Schaufel und Hacke, um Bidel und Karst. Nachdem der Garten bis in die letzte Ecke hinein aufgewühlt und verwüstet ist, kommt das verwahrloste Hausackerlein an die Reihe, und weil dieses richtig bald eine zweite, wenn auch bescheidenere Ausbeute hergibt, die wieder dem Heich in die Hände fällt, steigert sich die Gier der Schatzgräber derart, daß einer den andern von seinem Plaze wegzudrängen sucht oder direkt vor dessen Nase ein Loch aufbricht, wodurch das kleine Grundstück bald einem von Wildschweinen heimgesuchten Kartoffelfelde gleicht. Sie geraten zuletzt tödlich aneinander. Karli als der stärkere bringt den Heich unter sich und verlangt von ihm die Herausgabe wenigstens des kleineren Fundes, ansonst er ihm die jüngste Rehbockgeschichte ausbringe. Der Bedrängte kann sich endlich doch freimachen und nach dem Hause hinüber entspringen. Während Karli wie ein Verrückter auf dem Acker weitergräbt und dann wieder mit dem Bidel zuhaut, kommt dem findigen Heich ein neuer Einfall: Die Stöcke unterm Schopfdach! Hätte die Sophie ein geschickteres Versteck finden können, als diesen Haufen tannener Stöcke, um den die Brüder immer in einem weiten Bogen herumgingen, so daß das Holz nun schon seit zehn Jahren unaufgerüstet an seinem Plaze liegt. Richtig, er hat kaum drei oder vier Stück vom Haufen gerissen und auf die Seite gewälzt, so fällt ihm wieder ein Fund in die Hände. Diesmal ist es ein alter Strumpfsocken, nicht von großem Gewichte zwar, aber die paar Vögel darin sind gelb.

Heich findet es nun für geraten, nach dem Wald hinüber zu verduften, um seine vorläufige Beute zu zählen und in ein sicheres Versteck zu bringen. Als er wieder zurückkommt, hat Karli, der inzwischen Lunte gerochen hat, den ganzen Holzstoß auseinandergerissen. Nach seiner guten Laune zu schließen, ist die Arbeit nicht umsonst gewesen. So nebenbei hat er sich das Vergnügen gemacht, einen Teil

der Stöcke ins nahe Tobel hinabzukollern, von wo man sie vor Jahren mühsam zu dritt mit dem Zugseil heraufbefördert hat.

Ohne langes Hin- und Herraten werden jetzt Küche und Kammern, Keller und Estrich in Angriff genommen, und da die Brüder hierbei den Begriff der Zuverlässigkeit wieder nach ihrer Weise auslegen, widelt sich die Sache im Eiltempo ab: schon nach einer halben Stunde sind die Räume wie von Einbrechern ausgekehrt. Der Mißerfolg zeitigt zwar einige zweifelhafte Segenswünsche zuhanden der

mißgünstigen Erblasserin; doch wirkt er auf der andern Seite einigend auf die enttäuschten Glücksjäger. In schöner Eintracht beschließen sie, Garten und Hausacker in je zwei gleiche Teile zu trennen und diese zu verlosen, damit nachher jeder auf seinem Gebiet noch einmal gründlich Nachschau halten könne. Sie arbeiten im Schweiß ihres Angesichtes bis in den Abend hinein, wobei sich freilich ein allmähliges Erschlaffen und Eintrocknen des Eifers bemerkbar macht. Zwischen hinein wird wieder ein wenig über die Sophie geschimpft, die ihnen jetzt vielleicht vom Himmel herab beim Krüppeln zusehe und wahrscheinlich sogar ins Fäustchen lache. Sie schaffen und geifern noch, als das Königlein beim Zunachten im Weindusel aus dem Dorfe heimkommt. Es sieht den Müdingen eine geraume Weile zu und muß dabei nur immer den Kopf schütteln. Endlich vermag er seinem Staunen Ausdruck zu geben. „Nun wird wohl meinen Buben niemand nachtragen können, sie seien als faule Hunde vom Heimen weggegangen.“

(Fortsetzung folgt.)

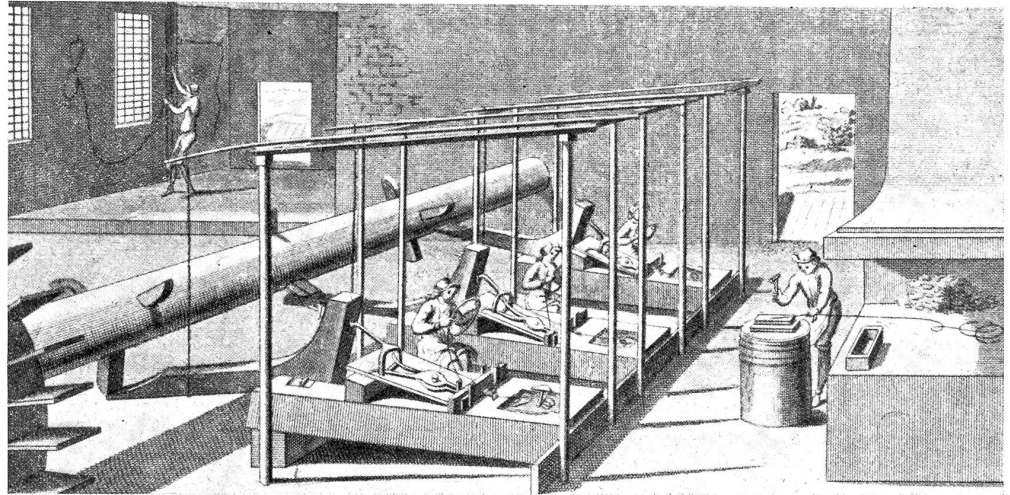
300 Jahre Drahtindustrie.

Wo wir die Geschichte der schweizerischen Großindustrie nachschlagen, stoßen wir auf die erfreuliche Tatsache, daß weder die Kleinheit unseres Ländchens, noch sein Rohstoffmangel, noch die Ungunst der Zeitläufte der schweizerischen Unternehmungslust, Tatkraft und Zähigkeit unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen vermochten. Das Beispiel der Bözinger und Bieler Drahtindustrie zeigt dies besonders deutlich. Die Anfänge dieser Industrie liegen heute 300 Jahre zurück. Die Vereinigten Drahtwerke A.-G. Biel hat diese Tatsache in einer fein ausgestatteten Jubiläumsschrift feierlich dokumentiert. Wenn wir den von Prof. Dr. Fernand Schwab verfaßten Text des Buches aufmerksam durchgehen — es ist eine tiefeschürfende, wohlbelegte Geschichte der Drahtindustrie am Zurichhang — so erkennen wir, daß hier der Tatkraft und Zähigkeit der Unternehmer einige besonders günstige Umstände wegbereitend und hilfreich entgegengekommen sind.

Die Lochmühle bei Bözingen.

Da war es zunächst die glückliche Wahl des Standortes. Als im Jahre 1634 der Solothurner Stadtmedikus Doktor Scharandi sich beim Fürstbischof

von Basel um das Lehen der romantisch-idyllischen Lochmühle am Ausgang der Taubenlochschlucht bewarb, um daselbst einen Drahtzug einzurichten, mochte er zwar die billige Wasserkraft, die die Schüb freigebig spendet, im Auge gehabt haben; aber er konnte nicht ahnen, daß eine spätere Zeit hier elektrische Kraft von hundertfacher Stärke gewinnen konnte, Kraft genug für eine verkhundertfachte Produktion; und eine Kraft, die sozusagen nichts kostete. Die Enge der Schlucht wehrte der Konkurrenz den Zutritt. So erhielt sich das Unternehmen das Monopol über die Wasserkräfte der Schüb in diesem Teil der Schlucht. Dem Scharfblick ihres Gründers, eines Laien und Dilettanten im Gewerbe, verdankt also die Großindustrie am Jura hang diese glänzende Grundlage ihrer Existenz. Ein anderer wesentlicher Anteil am Aufbau des Unternehmens kommt indessen dem Doktor Scharandi nicht zu, starb er doch schon zwei Jahre später an der Pest. Der Drahtzug ging bald aus der Hand der Scharandischen Erben über in die des Bieters Andreas Grojean und dessen Schwiegersohn Daniel Watt, denen sich noch ein Wildermeth als Compagnon zugesellte. Diese Männer hatten die Schwierigkeiten der Gründerjahre durchzukämpfen. Die anfänglich gute Konjunktur — der dreißigjährige Krieg brachte durch das Aufkommen von Kettenpanzern großen Bedarf an Draht — ging in die schlimme Nachkriegszeit über, in der das Exportgeschäft nach Frankreich gefördert werden mußte. Die Verbindung mit einem Yoner Geschäftshaus wurde dem Drahtzug zum Verhängnis. Er kam in schwere Abhängigkeit, die erst nach jahrzehntelangen Prozessen und zuletzt durch autoritäre Ein- und Zugriffe des fürstbischöflichen Grundherrn gelöst werden konnten.



Grobzug mit Zangenziehtischen.

Die Eisenwerke im Jura und die Fürstbischöfe von Basel.

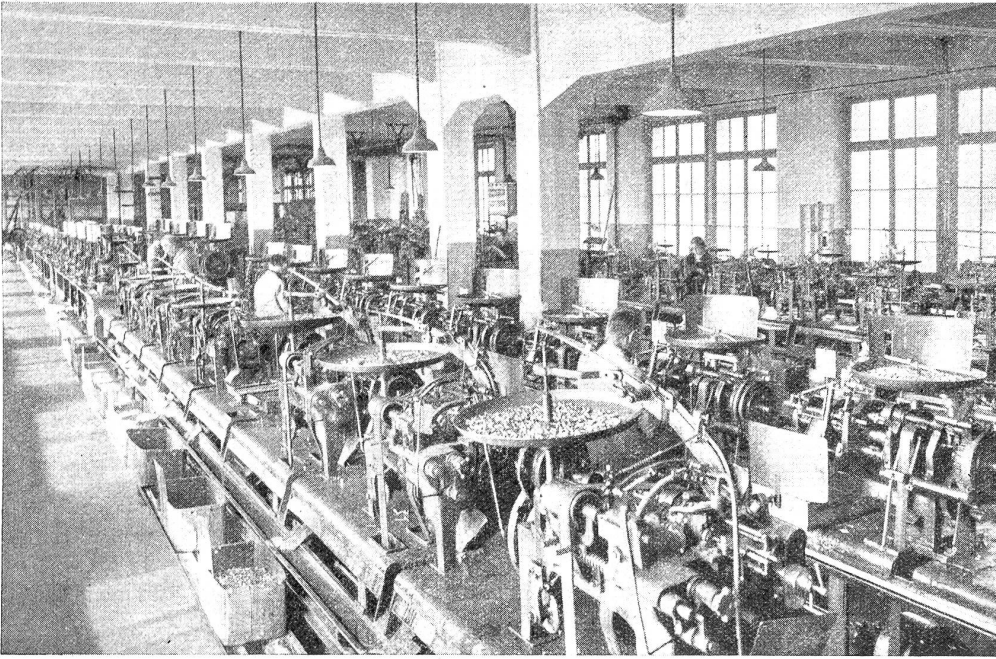
Wir können die Frühgeschichte des Wertes, die Professor Schwab in vielen Kapiteln ausführlich bearbeitet hat, hier nur streifen. Ein zweiter glücklicher Umstand verdient dagegen, näher ins Auge gefaßt zu werden. Es ist der Umstand, daß die Eisenknüppel, der Rohstoff, den die Drahtzieherei benötigt, in nächster Nähe, bei Undervelier im Sornetal, gewonnen wurden, und daß dieses Eisen dem gleichen Grundherrn gehörte, der den Lehenszins der Lochmühle genoß. Die Fürstbischöfe von Basel waren bekanntlich sehr unternehmende und darum geldbedürftige Herren, die auf die Juraindustrien als Erwerbsquelle sehr angewiesen waren. Sie betrachteten darum die Lochmühle vor der Schüb als ihr Milchkuhlein. Sie hielten es an kurzem Strick, damit es ja nicht übermütig werde und die Milch in unnötigen Sprüngen vertue; aber sie gaben ihm immer die nötige Weide, daß es bestehen und gedeihen konnte. Mit andern Worten: sie nahmen an Lehenszins,

was sie konnten; bald erhöhten sie ihn, bald setzten sie ihn herunter, je nach dem Laufe des Geschäftes; Reserven zur Erweiterung des Betriebes ließen sie die Pächter nicht anlegen. Es waren die bekannten Fesseln, die dem Gewerbe in der Feudalzeit angelegt waren, und die für die Drahtzieherei in der Lochmühle erst abfielen, als die Franzosen anno 1798 durch ihre Befehle des Juras und der Stadt Biel der Herrschaft der Fürstbischöfe ein Ende machten.

Andererseits hat das Gewerbe durch weitsichtige und geschäftstüchtige Grundherren manche Förderung erfahren; dies kraft der Macht und der Beziehungen, die diese in ihren Händen vereinigten. So hatten die Fürstbischöfe ihrer Lochmühle das Privileg gesichert, daß ihr die Gemeinde Bözingen, als Ent-



Werk Bözingen. Drahtzieherei.



Werk Bözingen. Schraubenfabrik, Abteilung für Holzschrauben.

gelt für den Arbeitsverdienst, den sie vielen Gemeindegürgern verschaffte, das nötige Bauholz gratis liefern mußte. Das kam der Mühle und später dem Drahtzug sehr zugute, wenn sie die durch Hochwasser oder sonstwie beschädigten Wehranlagen und Wasserräder erneuern mußten.

Das Drahtziehen.

Aber auch der Waldreichtum des Juras wurde für das Drahtgewerbe eine Segensquelle. Um dies darzutun, müssen wir den Fabrikationsprozeß beim Metalldraht näher ins Auge fassen. Wie schon der Name Drahtzug besagt, entsteht der Draht dadurch, daß man ein Eisenstück in glühendem Zustand so lange durch immer kleinere Öffnungen gewaltsam durchzieht, bis sie das gewünschte Profil erhalten haben. Dies geschah in allererster Zeit mit Muskelkraft und mittels eines Hebels und mit einer Zange, mit der man das Metall durch die Löcher des Zieh eisens zog. Später ließ man das Ziehen durch Wasserkraft besorgen, und der Drahtzieher, der die Zange handhabte, setzte sich auf eine Schaukel, die ihn ohne Anstrengung wieder zum neuen Anfaß des zu ziehenden Drahtes an das Locheisen heranbrachte. (Man vergleiche die Abbildung Seite 624.) Die technische Entwicklung ging weiter und führte zur völligen Ausschaltung der Muskelkraft beim Ziehen. Die Ziehtische konnten bei der raschen Vervollkommnung der Kraftmaschinen bald beliebig vermehrt werden, was die fabrikmäßige Herstellung und die heutige Massenproduktion ermöglichte. (Abb. S. 625.)

Das Qualitätmonopol des Juradrahtes.

Als Ausgangsmaterial nun bedurfte die alte Drahtzieherei der oben erwähnten Eisentümpel, d. h. geschmiedeter Eisenstangen, wie sie der Schmelzofen und die Hammer schmieden für Fürstbischöfe in vorzüglicher Qualität lieferten. Zu den notwendigen und erwünschten Eigenschaften eines guten Metalldrahtes gehört nämlich eine möglichst große Festigkeit gegen Zug und Bruch, und diese Vorteile hängen in besonderem Maße mit dem Umstand zusammen, daß die Eisentümpel im Holzkohlenfeuer geglüht werden. Die Wälder des Bistums wurden nicht geschont bei der Verhüttung der Juraerze, und der Drahtzug in der Lochmühle erhielt so mehr als zwei Jahrhunderte lang ein Eisen geliefert, das

seinem Produkt ein fast unangefochtenes Qualitätsmonopol im In- und Auslande sicherte. Dieses Monopol wurde erst in Frage gestellt durch das Aufkommen des im Thomasverfahren gewonnenen sogenannten Flußeisens, das sich zur Drahtfabrikation ebenso gut eignete wie das Juraeisen, aber sehr viel billiger war, so daß die deutsche Konkurrenz das Absatzgebiet der schweizerischen Drahtindustrie mit Dumpingwaren überschwemmen konnte. Hätten damals — es war in den 1860er Jahren — nicht tüchtige Männer die Führung des Werkes innegehabt, die es verstanden, die eidgenössische Schutzollpolitik jener Jahre in ihrem Interesse zu beeinflussen, so wäre die bisher glanzvolle Entwicklung einer Industrie vielleicht ruhmlos abgeschlossen worden.

Die Franzosenzeit.

Doch wir sind in der Geschichte des Drahtzuges vorausgeeilt. Die französische Besetzung von 1798—1815, während welcher Zeit Biel und der Berner Jura zu Frankreich gehörten, brachte dem Drahtzug bei Bözingen insofern eine Art Blütezeit, als ihm nun ganz Frankreich als zollfreies Absatzgebiet erschlossen war. Günstig für das Unternehmen war auch der Umstand, daß der damalige Besitzer, ein Georges Auguste Liomin als vermögender Kriegslieferant der Rheinarmee viel Kapital in das Werk stecken konnte, so daß es die reichlich einlaufenden Bestellungen auf die damals aufkommenden Blitzableiter auszuführen imstande war. Die Jahresproduktion betrug 1807 schon 60,000 Eisendrahte, 60 Arbeiter und die doppelte Zahl von Holzfallern und Fuhrleuten waren in den drei Drahtzügen Bözingen, Reuchenette und Friedliswart beschäftigt — diese letztgenannten beiden kleinen Werke waren zeitweise als Filialen von Bözingen im Betrieb — alle drei verarbeiteten jährlich eine Eisenerzmenge von 300,000 Kilo. Der große Holzkonsum der Juraeisenwerke veranlaßte die Franzosen zu einschränkenden Maßnahmen; die Drahtzüge sollten ihre Eisen mit Steinkohlen befeuern. Da kam der politische Umschwung des Jahres 1815, der den Jura an den Kanton Bern anschloß. Da die Drahtindustrie sich auf den schweizerischen Umsatz eingestellt hatte, brachte dieser Herrschaftswechsel der Lochmühle keinerlei Nachteile.

Im Schutze Berns — die frühkapitalistische Epoche.

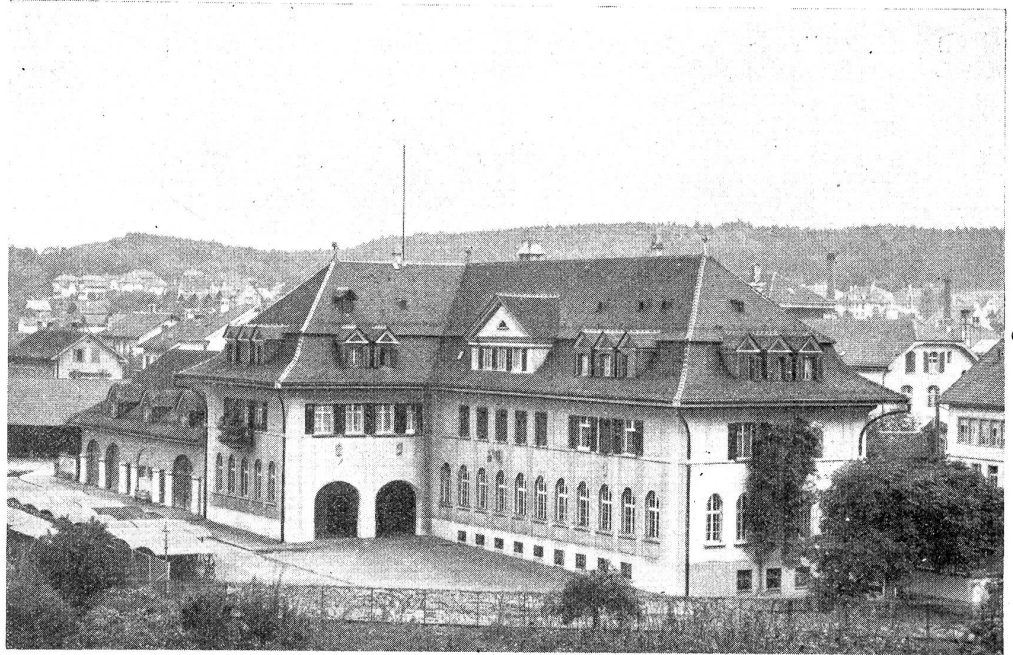
Ein neuer Glücksumstand gefellte sich zu Beginn der bernischen Epoche zu den bereits erwähnten positiven Entwicklungsfaktoren: die Kontinuität in der Führerschaft. Im Jahre 1814 ging der Drahtzug von den Erben Liomins in den Besitz der Familie Neuhaus-Verdan, Blösch-Neuhaus und Schwab-Blösch über. Von da an bis zur heutigen Zeit ist die Leitung des Unternehmens Familiengut geblieben. In den ersten Jahren dieser neuen Epoche floß dem Drahtzug Kapital aus den damals noch blühenden Baumwollfabriken im Pasquart und in der Champagne derselben Bieler Familien. Als aber diese Indu-

strien ungünstiger Umstände wegen Rückschritte machten und zuletzt aufgegeben werden mußten, kamen die reiche industrielle Erfahrung und die soliden Geschäftsprinzipien der Besitzer ganz der Drahtzieherei zugute. In der Restaurations- und

Regenerationszeit noch durch die unerquidlichen Verkehrsverhältnisse, die vielen Weg- und Brückenzölle, die kantonale Oberherrlichkeit im Post-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen gehemmt, nahm das Unternehmen in der befreiten Wirtschaft der 48er Verfassung einen ungeahnten Aufschwung. Hatte schon die Eröffnung der großen Freiburger Hängebrücke (1834), die ganz an Bözinger Draht hing, den Ruhm der Bözinger Drahtwerke in aller Welt verbreitet, so untermauerten nun die Erfolge der Schweizer

Drähte an den rasch sich folgenden Weltausstellungen (London 1851 und 1862, Paris 1855 und 1873, Wien 1873 und Turin 1874) diesen guten Ruf. Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung, den die Maschinen als Produkte des kapitalistischen Impulses der Welt brachte, kam auch der Drahtindustrie zugute. Die raschere Zirkulation einer durch Papiergeld und Kredit vergrößerten Geldmenge brachte eine ungeahnte Differenzierung der materiellen Kultur. Die fortschreitende Geldentwertung machte nun die kleinsten Dinge des täglichen Bedürfnisses für die großen Volksmassen käuflich und für die Produktion geeignet. Mit dem dünnsten Fünfer konnten nun Stifte, Schraubchen, Häkchen, Nadeln und was solcher lebensnotwendiger Kleinigkeiten mehr sind, gekauft werden. Dazu kam dann mit dem Aufkommen der angewandten Elektrizität das sich immer mehr erweiternde Abgabebiet der elektrischen Industrie mit ihrem unabsehbaren Bedarf an Metalldrähten. Da das Kunstprodukt der Drahtzieherei nicht bloß ein Fertigprodukt ist, das man ohne weiteres für hundert und aberhundert Anwendungsfälle gebrauchen kann, sondern auch Ausgangsstoff für ebensolche Dinge von differenziertem Gebrauche, so gehört die Drahtzieherei zu den glücklichen Industrien, deren Abgabebiet sich mit fast jedem Tag erweitert. Diese Tatsache wird belegt durch die vielen neuen Produktionszweige, die dem Hauptbetriebe im Laufe der Zeit angegliedert wurden. Schon früh kam die Ketten schmiede hinzu, dann wurden Stifte (Drahtnägeln) gemacht, die ersten noch im Handbetrieb durch Frauen, dann kam die Fabrikation von Schrauben, für die die nahen Uhrenfabriken Abnehmer waren; bald wurden auch Springfedern für Betten und Polstermöbel hergestellt. Immer wenn sich starke Nachfrage nach einem im Betriebe leicht herstellbaren Artikel einstellte, wurde die Sache rechnerisch erwogen und gegebenenfalls dessen Fabrikation eingeführt.

Die Bözinger Drahtindustrie profitierte auch von den billigen Löhnen, den langen Arbeitszeiten (12—14 Stunden) und der billigen Frauen- und Kinderarbeit der frühkapitalistischen Zeit. In leuchtendem Gegensatz zu dieser gefühllosen Methode der Ausnützung menschlicher Arbeitskraft von ehedem stehen die heutigen Sozialwerke der Gesellschaft da: das Wohlfahrtschau mit seinen hellen Speise- und Lebehälen, die Kranken- und Unfallkasse, die bezahlten Ferien und



Werk Biel. Wohlfahrtschau.

Militärdienste, die durch Tarife gesicherten Stundenlöhne u. d. m. Womit nicht gefagt sein soll, daß die Sozialpolitik den Gipfel ihrer Entwicklung erreicht habe, zeigt doch gerade die heutige Krisenzeit, wie weit der Arbeiterstand noch von einer auch nur relativen Existenzsicherung entfernt ist.

Die Konkurrenz.

Ein schicksalbestimmender Faktor im Leben einer Industrie ist die Konkurrenz. Wie günstig die Dinge in der Feudalzeit für die Bözinger Drahtzieherei lagen, haben wir oben bereits dargetan. Um 1850, dem eigentlichen Beginne der liberalen Wirtschaftsepöche, bestanden in der Schweiz schon sieben größere Drahtzüge mit Stifffabriken. So war durch Constant Montandon von Travers in Biel ein Drahtzug und eine Stifffabrikerie gegründet worden. Beide nützten auch die billige Schükraft aus und entwickelten sich mit der Zeit zu einem recht störenden Konkurrenzunternehmen, mit dem man sich früher oder später auseinandersetzen mußte. Die Flußeisenkonkurrenz des Auslandes trennte die schweizerische Eisenindustrie in zwei Interessenlager, die in Zollfragen um entgegengesetzte Tarife kämpften. Einige kleine Drahtzüge mußten schon frühe das Ringen aufgeben. Die übriggebliebenen großen Drahtwerke Bözinger, Biel, Luzern und Pilgersteg schlossen 1889 ein Preiskartell, aus dem schon 1894 ein Mengkartell erwuchs. Später (1900) entstand die „Union A. G.“ zur gemeinsamen Ausnützung eines Patentes, welches die maschinelle Herstellung von Ketten mit elektrolytischer Schweißung ermöglichte. In Meit wurde eine neue Kettenfabrik gegründet, während die vier anderen Betriebe schlossen. Im Jahre 1914 zerfiel die „Convention“, das Preiskartell, da die Preisverabredungen infolge der Konkurrenz neuerstandener kleinerer Drahtfabriken nicht mehr eingehalten werden konnten. Gleichzeitig aber erfolgte der Zusammenschluß der beiden Fabriken in Bözinger und Biel zu einer Fabrik- und Handelsgesellschaft, zur heutigen „Vereinigten Drahtwerke A. G., Biel“.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Der Weltkrieg brachte der neugegründeten A. G. nach anfänglichen Schwierigkeiten in der Beschaffung der Rohmaterialien eine Hochkonjunktur, deren Gewinne aller-

dings durch den Rückschlag der Krisenjahre 1921 bis 1923 zum Teil wieder verschlungen wurden. Es folgten dann wieder die guten Jahre bis 1929, während welcher die beiden Fabrikkomplexe ihre heutige ansehnliche Ausdehnung bekamen. Der Schluchteingang ist heute ganz mit Bauten ausgefüllt, die Schütz selbst mit einem Neubau überbrückt. Mit den Lagerhäusern in Mett sind die Fabriken durch eine elektrische Bahn verbunden. Aus der kleinen Lohmühle ist eine Großindustrie herausgewachsen, die für ihre Exportgeschäfte Verkaufsstellen in Paris, Hochsaonen, Mailand, Turin und im Schwarzwald unterhält. Das Aktienkapital wurde jüngst von 2,5 auf 3,6 Millionen Franken erhöht, und trotz Aufnähme ausreichender Rücklagen für Krisenzeiten konnte bis 1934 eine Durchschnittsdividende von 7,6 Prozent ausgerichtet werden. Die Zahl der in beiden Werken beschäftigten Arbeiter und Angestellten betrug im Juni 1934 734 Personen.

Mit berechtigtem Stolz blicken die heutigen Leiter der Drahtwerke am Zurhang auf die in drei Jahrhunderten zurückgelegte Entwicklung ihrer Industrie zurück. Wir glauben, unseren Lesern von dieser Entwicklung ausführlich berichten zu dürfen, weil sie das Resultat eines zielbewußten, zähen Ringens um ein hohes Ziel ist und weil diese Fähigkeit und Tüchtigkeit gutschweizerischer Art entspricht, die zur Nachahmung empfohlen werden darf.

Wir möchten der Bözinger-Bieler Drahtindustrie und damit auch unserer gesamten schweizerischen Wirtschaft ein baldiges Ende der heutigen Deflationskrise wünschen, weil erst dann die Voraussetzungen zu einer neuen Epoche gedeihlicher Aufwärtsentwicklung wieder gegeben sind.

Die Illustrationen unseres Aufsatzes sind dem Jubiläumsbuche entnommen und wurden uns von der Direktion in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt. H. B.

Moderne Gedanken in den alten Bundesbriefen.

Von Fritz Bürki.

Wer von den alten Bundesbriefen hört, denkt an ehrwürdige, falbe Pergamente mit brüchigen Siegeln, an lange, sorgfältig hingemalte Schriftzeichen voll Abkürzungen, die nur der Geübte entziffern kann. Es taucht auf eine ferne, graue Zeit, wo Sage und Geschichte ineinanderfließen, eine Zeit des Halbdunkels, die den modernen Verstandesmenschen fremd anmutet. Uns Spätgeborenen geht es schwer ein, daß jene frühen, ursprünglichen, naturnahen Menschen am Vierwaldstättersee politische Gedanken dachten und in die Tat umsetzten, die noch heute lebendige Wirklichkeit sind.

Wir dürfen dabei allerdings nicht an die beiden Grundpfeiler der modernen Demokratie, Gleichheit und Menschenrechte, denken. Das sind Postulate, die dem politischen Denken der damaligen Zeit meilenfern lagen. Die Forderung nach Menschenrechten — auch etwa bürgerliche Freiheiten genannt — das Verlangen nach Freiheit des Glaubens, der Meinungsäußerung in Wort und Schrift, nach Freiheit des Gewerbes, der Niederlassung usw., wurde erst in der Neuzeit nach und nach entwickelt und erstmals vor 160 Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verwirklicht. Volkssouveränität bestand früher im Verlangen nach Selbstverwaltung. Der Grundsatz der modernen Volkssouveränität, der Grundsatz also, daß der Staat nach dem Volkswillen, nach dem Willen und durch die Mitarbeit der Gesamtheit der Bürger, zu leiten sei, stammt von dem Genfer Rousseau und gelangte mit der französischen Revolution in Frankreich und in der Folge in den meisten europäischen Staaten zum Durchbruch. Volksherrschaft und bürgerliche Freiheiten sind bei uns erst vor 100

Jahren dauernd heimisch geworden: in den 1830er Jahren in den Kantonen, 1848 im Bund. Das bekannte schmeichelhafte Wort von der Schweiz als der ältesten Demokratie ist demnach nur bedingt richtig: die älteste Demokratie im modernen Sinne sind die U. S. A.

So sind die Bundesbriefe also doch rettungslos verjährt und besitzen bloß Museumswert? Es scheint nur so. Denn die Pergamente von 1291 und 1315 enthalten Bestimmungen, die gerade in unseren Tagen Interesse beanspruchen dürfen. Wir werden unsere kurze Betrachtung indes nicht auf die Bundesbriefe beschränken; wir werden versuchen, ein wenig in die Hintergründe der Zeit zu leuchten und einen Blick auf die kleine Welt der alten Eidgenossen werfen, damit durch das Hervortreten der Verschiedenheit im Leben und Denken von damals und heute das Gemeinsame umso deutlicher werde.

Volksherrschaft und bürgerliche Freiheiten stammen aus der Theorie; es sind die Früchte langen Nachdenkens über einen idealen Staat, über einen Staat, den es noch nicht gab, der bloß in den Köpfen von Philosophen lebte und erst viel später Fleisch und Blut bekam. Im Gegensatz dazu ging das politische Denken des Mittelalters von der Wirklichkeit aus, nicht von der Theorie. Es fiel niemandem ein, bestehende Schäden nach einem ausgedachten Plan zu beseitigen. Die soziale Ungleichheit, der Gegensatz von Reich und Arm bestand so schroff wie heute. Aber der Geringe fand sich damit ab; es war unabänderlich, gottgewollt. Die Kraft zu entbehren und zu ertragen kam ihm aus dem Glauben an die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits. Denn man wußte wohl, daß Gleichheit vor Gott nicht Gleichheit unter den Menschen bedeutete. Im Diesseits aber fühlte sich der Einzelne eingebettet in seinen Stand, darin er geboren war. In Freidanks Bescheidenheit, einer Dichtung des 13. Jahrhunderts, heißt es: Gott hat drü leben geschaffen: gebure, ritter, pfaffen. Doch Bauern, Adel und Geistlichkeit, die Hauptstände, waren unter sich wieder genau abgestuft. Die Bauern schieden sich in Freie und Unfreie. Die Freien saßen auf eigenem Boden und waren nur dem König pflichtig; die Unfreien beackerten die Güter ihrer weltlichen oder geistlichen Herren und zahlten ihnen dafür Grundzinsen und Zehnten. Diese Abhängigkeit ging oft bis zur persönlichen Unfreiheit, der Leibeigenschaft. Jeder Stand besaß seine besondere Ehre, seine besondere Sitte, sein besonderes Recht. Der Satz, daß alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind, hatte keine Gültigkeit. Es gab kein allgemeinverbindliches Recht wie heute; es gab bloß Standesrecht.

Als die Waldstätte anfangs August 1291 ihren Bund beschworen und gemeinsame Front gegen Oesterreich machten, haben sie diese Bindungen ausdrücklich anerkannt. Im Brief heißt es: „daß jedermann nach dem Stande seines Geschlechts gehalten sein soll, seinem Herrn nach Gebühr gehorsam zu sein und zu dienen“. Und doch war gerade der habsburgische Grundbesitz in den Tälern um den See groß. Man hatte es nicht auf soziale Befreiung abgesehen, gab es doch auch einheimische Grundherren, die am Fortbestand der rechtlichen und sozialen Stufung interessiert waren, wie die Freiherren von Attinghausen. Die ständische Gliederung, auch im Bauerntum selber, blieb unangetastet. Die hochgemuten freien Schwyzer Bauerngeschlechter der Stauffacher, Ab Berg, die freien Bauern in Uri und Unterwalden behaupteten ihre geburtsmäßige und wirtschaftliche Ueberlegenheit gegen die Unfreien ihrer Umgebung.

Indessen, trotz der festgewurzelten Ungleichheit, hatten sich Urner und Schwyzer einen Verband geschaffen, der die sozialen Unterschiede milderte und der darüber hinaus von größter Bedeutung war: die Markgenossenschaft. In regelmäßigen Abständen kamen die Leute des ganzen Tales Uri zusammen, Freie und Unfreie, um über Pflege und